

Ausdruck kommt und diese eigene Überzeugung nicht durch die öffentliche Meinung in ihrer Einseitigkeit überwältigt wird. Ohne dieses Engagement in der organisierten Gemeinschaft Gleichgesinnter geht es heute nicht mehr.

5. Parteinahme in der Auseinandersetzung mit der öffentlichen Meinung kann heute auch nicht darauf verzichten, die Motive und die Begründung für diese Parteinahme offen darzulegen. Es ist dem Phänomen der öffentlichen Meinung gegenüber nicht mehr ausreichend, von vorneherein nur zu äußern, was politisch erreichbar erscheint, was eben noch vertretbar erscheint, kurz in seinen Äußerungen bloß noch das für möglich gehaltene Kompromiß als Beitrag zur öffentlichen Meinung beizusteuern. Natürlich steht am Ende des Ringens der verschiedenen Meinungen miteinander insbesondere dort, wo um des Gemeinwohls willen eine konkrete politische Entscheidung fallen muß, das Kompromiß, das dann alle hinnehmen müssen. Aber zunächst einmal verlangt die Auseinandersetzung innerhalb der öffentlichen Meinung, daß die daran Beteiligten ihre Überzeugung, ihre Grundsätze, ihre Forderungen, ihre Argumente vollständig, ohne Abstriche mit dem ganzen Nachdruck, dessen sie fähig sind, vortragen und zur Geltung bringen. Mir scheint, daß in diesem Punkt gerade im christlichen Lager, bei uns manches im Argen liegt. Die Beispiele will ich mir ersparen.

Im Grunde geht es bei allem, was hier gesagt wurde, offenbar darum, den „sanften Terror der öffentlichen Meinung“ zu brechen. Dadurch unterscheidet sich die demokratische, wirklich freie Gesellschaft von der konformistischen Gesellschaft im Sinne von Günther Anders. Die Freiheit – ich meine die menschliche Freiheit, die sich an Gewissen und Verantwortung, die sich an eine materiale Ordnung objektiver Werte gebunden weiß – kann nicht nur, wie jenseits der Mauer, durch den Apparat eines Regimes drastisch unterdrückt werden, sie kann auch, wenn wir uns der öffentlichen Meinung wie bisher einfach ausliefern, durch uns selbst ernsthaft bedroht sein.

ZEITBERICHT

Gastarbeiter in Frankreich – Unbefriedeter Kongo – Zur Situation des französischen Buches

Gastarbeiter in Frankreich

Für Frankreich ist der Zustrom der Gastarbeiter nichts Neues; sei es, daß sie als Saisonarbeiter ins Land kommen oder sich ständig dort niederlassen wollen. Dennoch hat auch hier der Rhythmus der Einwanderung in den letzten Jahren eine beängstigende Form angenommen. Als jährliche Zuzugsquote werden genannt: für 1961: 79 000; für 1962: 113 000; für 1963: 140 000. Während die Zahl der Italiener zurückgeht (sie bevorzugen gegenwärtig Deutschland und die Schweiz),

steigt die der Spanier und vor allem der Portugiesen deutlich an. Neben Polen, Griechen, Jugoslawen, Türken und Vietnamesen, denen man an den Arbeitsstätten begegnet, fluten neuerdings auch wieder Algerier in Menge nach Frankreich zurück; man spricht von 300 000; während die Zahl der Farbigen aus Innerafrika 40 000 bis 50 000 betragen soll. All diese Zahlen sind ungefähre Schätzungen. Viele Ausländer kommen heimlich und irregulär ins Land; so bietet die offizielle Statistik nur Anhaltspunkte.

Warum kommen sie? Was erwarten sie und wie leben sie? Diesen Fragen geht Geneviève Vailland im Januarheft 1965 der *Revue de l'Action Populaire*, Paris, nach (51–62). Sie beschränkt sich im wesentlichen auf Paris, das einen großen Teil der Fremdarbeiter anzieht und wie ein Schwamm aufsaugt. Bei den allermeisten Gruppen spielt neben der Abenteuerlust die Aussicht auf Verdienst die Hauptrolle. Sie kommen, um Ersparnisse zu machen und damit in ihrer Heimat ihre Existenz zu verbessern, wenn sie nicht ganz in Frankreich bleiben. Die Farbigen Afrikas werden zum Teil durch die neue Staatenbildung ins Ausland getrieben. Die neugebildeten Staaten widersetzen sich der bisher geübten Freizügigkeit, die es erlaubte, zur Zeit der Trockenheit als Saisonarbeiter oder Händler über Land zu gehen. Außerdem verlockt es junge Afrikaner, auf ein paar Jahre dem Druck der Familie und den Lasten zu entgehen, die sich mit dem wirtschaftlichen Aufbau der neuen Staaten ergeben.

Der Zustrom der Portugiesen ist ein Novum. Von wirtschaftlicher Not getrieben, hatte sich die portugiesische Auswanderung bisher nach Brasilien, Venezuela, USA oder Kanada gewandt. Doch Inflation und politische Wandlungen erschweren den Zugang in diese Länder. So wendet sich eine wachsende Zahl portugiesischer Gastarbeiter nach Frankreich. Waren es 1961 noch 6700, so belief sich ihre Zahl 1963 bereits auf 24 800.

Bei den Algeriern, die nach der Befreiung zunächst in Massen Frankreich verlassen hatten, spielt neben Armut und Not die Enttäuschung über die Entwicklung in Nordafrika eine Rolle. Unter ihnen finden sich politische Flüchtlinge; oder aber der Wunsch nach einer besseren Ausbildung für ihre Kinder führt sie nach Frankreich. Die Spanier denken vor allem an eine Verbesserung ihrer wirtschaftlichen Lage. Sie lassen nicht selten später ihre Familie nachkommen. Es kommt aber auch vor, daß die Frau zuerst fährt. Junge Spanierinnen gehen nach Frankreich, um die Sprache zu lernen und als Auslandssekretärin eine bessere Stelle zu erhalten. Während die Bedingungen der spanischen Einwanderung mit der Regierung offiziell geregelt sind, wird die der Portugiesen zum großen Teil durch ungesetzliche Kanäle geschleust. Teuer bezahlte „Fluchthelfer“ bieten ihre Dienste an und werden erst nach geglückter Ankunft entlohnt, ähnlich wie auch die Schwarzen das Besorgen der Papiere und die Überfahrt durch zwischengeschaltete Makler teuer zu stehen kommt.

Was nun die Arbeitsbedingungen betrifft, so muß man zwischen den Alt- und Neueinwanderern unterscheiden. Die schon länger im Lande Ansässigen haben sich zum Teil heraufgearbeitet und können nun den Neuankömmlingen mit Rat und Tat beispringen, wie übrigens auch die Kunde von ihren Erfolgen weitere Fremdarbeiter ins Land zieht.

Neben der Arbeitsbeschaffung spielt die Unterbringung eine Hauptsorge. Die Spanier, die bereits über Erfahrung verfügen und eine Art „Auffangsorganisation“ für die nachrückenden Landsleute bilden, sollen meist halbwegs ordentlich wohnen. Dagegen leben die Portugiesen, die, wie gesagt, frisch ins Land kommen und noch nicht von Altemigranten betreut werden können, in Massen zusammengepfercht in Elendsquartieren. In den Vorstädten von Paris sind sie zu 7000, 15 000 in primitivsten Unterkünften untergebracht. Sie arbeiten äußerst fleißig bis zu 60, ja 70 Wochenstunden und wohl auch sonntags. Sie leben äußerst sparsam und können so erstaunliche Summen heimschicken. 1964 waren es 2 Milliarden Escudos, etwa 340 Millionen Francs.

Am schlimmsten ist es um die Unterbringung der Schwarzen bestellt. Sie hausen in schmutzigen Hotels, in irgendwelchen Hinterhäusern, in Schuppen und niedrigen Kellern; die Betten überein-

ander oder dicht aneinandergerückt, am Fußende ein Koffer als Schrank, die Kleider an den Wänden oder Deckenbalken aufgehängt. Oft ist die Tür oder eine Kellerluke die einzige Lüftungsmöglichkeit. Dabei kochen sie im Schlafsaal auf dem Spirituskocher ihr gemeinsames Mahl. Unterernährt, werden sie leicht das Opfer von allerlei Krankheiten, zumal der Tuberkulose. Die Schwarzen leben zum weitaus größten Teil in enger Gemeinschaft unter einem Chef. Sie halten brüderlich zusammen und stehen bei Krankheit oder Arbeitslosigkeit einander bei. Auch sie schicken fleißig ihre Ersparnisse nach Haus (im Schnitt 2500 NF jährlich). Meist halten sie es nicht länger als 3 oder 4 Jahre in der Fremde aus.

Leider kommt es wenig zu menschlichen Kontakten mit den Bewohnern des Gastlandes. Der französische Arbeiter sieht im Gastarbeiter den Mann, „der ihm das Brot nimmt“. Es mißfällt ihm, daß die Gastarbeiter an Streiks oder ausgedehnter Freizeit nicht interessiert sind. Ihnen geht alles darum, schnell und viel zu verdienen. Den Farbigen gegenüber spielen auch Rassenvorurteile eine Rolle. Es kommen auch Fälle von Ausbeutung durch die Arbeitgeber vor. Die Fremdheit von Sprache und völlig anderen Lebensgewohnheiten tut ein übriges, um die Kontakte zu erschweren. Um so erfreulicher, daß G. Vaillant wenigstens von einigen christlichen Initiativen zu berichten weiß, wo Menschen die hier liegenden Probleme sehen und Abhilfe zu schaffen suchen; müßten doch alle Christen sich gegenüber dem Gastarbeiterproblem von wahrer Bruderliebe aufgerufen fühlen.

Unbefriedeter Kongo

Ist die Tragödie am Kongo nur ein Nachspiel der bösen Kolonialzeit oder, was dasselbe ist, die bald vorübergehende Kinderkrankheit eines Staates, der Zeit braucht, sich selber zu finden? Oder ist sie vielmehr das Vorspiel einer allgemeinen afrikanischen Anarchie? Wir wissen es nicht. Aber das wissen wir, daß in diesem unglücklichen Lande Glück und Leben Tausender, Neger und Weißer, einer unreifen Ideologie oder kurzsichtigen diplomatischen und politischen Erwägungen geopfert worden sind.

Es war verkehrt, in der Präsenz europäischer Mächte nur nackte Ausbeutung und Unterdrückung zu sehen. Auch das kam vor, ganz gewiß, genauso wie unter der römischen Herrschaft im alten Mittelmeerraum. Aber ebensowenig wie sich Roms Leistung in diesen Lastern erschöpfte, ebenso wenig erschöpft sich das, was die Kolonialmächte geleistet haben, in den genannten Fehlern. Wie Rom einst, so haben auch seine neuzeitlichen Nachfahren bei ihren Kolonialuntertanen nicht nur Macht geübt und ausgebeutet, sondern auch eine Ordnung von Gesetz und Recht gestiftet. Ja noch mehr: durch die christlichen Missionare hat Europa jene Gebiete mit der Botschaft vertraut gemacht, die über Recht und Gerechtigkeit hinaus alle Menschen in der Liebe Christi brüderlich verbindet.

Und hat nicht gerade das schwarze Afrika erst durch die Europäer den Anschluß an Bildung und Wissenschaft der modernen Welt gewonnen?

Ganz gewiß haben die Afrikaner heute das Recht, eigene Staaten und eine eigene Staatshoheit zu besitzen. Aber mußte es sein, daß man, erschreckt durch eine verantwortungslose Propaganda aus Ost und West, überstürzt von heute auf morgen den europäischen Verwaltungsapparat abbaut, ehe für ihn vollwertiger Ersatz geschaffen war? Was sich daraus ergab, war ein wirtschaftliches Durcheinander. Von allen Seiten drängen Abenteurer an die Macht, und hilflos steht das Volk der zersetzenden Wühlarbeit gegenüber. Unsäglich leiden die Menschen und mit ihnen auch die katholischen Missionen.

Papst Paul VI. übergab am 10. Dezember dem kongolesischen Ministerpräsidenten Tschombé, anläßlich seines Besuches im Vatikan, eine Botschaft an das kongolesische Volk. Der Papst ent-